

## Oberleis, Niederleis, von der Urzeit zum Mittelalter.

Von Herbert Mitscha-Märheim.

### I. Der Oberleiserberg im Rahmen der Landesgeschichte.

Seit Ernst Nischer und ich im Auftrage des n.-ö. Landesmuseums größere planmäßige Grabungen auf dem Oberleiserberg unternommen haben, sind über 30 Jahre vergangen. Wir konnten damals unter anderem Aufbau und Alter eines Teiles der Wallanlagen ergründen und eine Reihe keltischer und römischer Bauwerke freilegen<sup>1</sup>. In der Zwischenzeit seit damals sind nun einerseits wesentliche neue Grundlagen erarbeitet worden (so insbesondere zur Deutung und Datierung germanischer und frühmittelalterlicher Fundkomplexe), die manche unserer damaligen Ergebnisse heute in anderem Lichte erscheinen lassen, andererseits hat sich die Zahl der bekannt gewordenen Oberflächen- und Zufallsfunde (besonders solcher aus Privatbesitz)<sup>1a</sup> seit damals beträchtlich vermehrt, sodaß die für historische Schlußfolgerungen zur Verfügung stehende dingliche Basis stellenweise wesentlich erweitert worden ist. Schließlich sind inzwischen auch in der näheren und weiteren Umgebung des Berges teils in planmäßiger Arbeit, teils durch Zufall Funde gehoben worden, die das Bild der besiedlungsmäßigen Vorgänge unserer Landschaft klarer hervortreten lassen.

Schon unsere Spatenuntersuchungen hatten den Nachweis erbracht, daß das seit dem 3. vorchristlichen Jahrtausend (Vollneolithikum) ständig bewohnte Bergplateau in der Hallstattzeit (800 bis 400 v. Chr.) eine dichtbevölkerte, jedoch unbewehrte illyrische Groß-

---

<sup>1</sup> Das bisherige Schrifttum: H. Mitscha-Märheim und E. Nischer-Falkenhof, Der Oberleiserberg, ein Zentrum vor- und frühgeschichtlicher Besiedlung. Mitt. d. Prähistor. Komm. d. Akademie d. Wiss., Wien, II. Bd., Nr. 5, 1929 (= Oberleiserberg 1929). — Dieselben, Die römische Station bei Niederleis und abschließende Untersuchungen auf dem Oberleiserberge. A. a. O., II., Nr. 6, 1931 (= Oberleiserberg 1931). — Dieselben, Dritter Bericht über die Ausgrabungen in Nieder- und Oberleis, Bez. Mistelbach, N.-ö., Wr. Prähist. Zeitschr. XXII, 1935, S. 83—97 (= Oberleiserberg 1935). — H. Mitscha-Märheim, Der Oberleiserberg und seine Bedeutung als Siedlungsplatz im Laufe der Jahrtausende. Ebendorf 1937 (= Oberleiserberg 1937). — Die Zeitansätze der nachchristlichen Kleinfunde in den Publikationen 1929 und 1931 sind vielfach zu korrigieren.

<sup>1a</sup> So z. B. der Sammlung Kudernatsch, die Anfang der Dreißigerjahre vom Heimatmuseum Mistelbach erworben wurde.

siedlung trug<sup>1b</sup>. Die Dichte der keltischen Besiedlung des Oberleiser Bergplateaus in der darauffolgenden La Tènezeit ist sicherlich ebenso groß gewesen, wie die der vorhergegangenen illyrischen Periode. Insbesondere gilt das für das letzte vorchristliche Jahrhundert, das geradezu ungeheure Fundmassen (insbesondere an der so charakteristischen Kammstrichkeramik) hier zurückgelassen hat. Die Untersuchung des Walles um den Plateaurand herum hat ergeben, daß die Nordwestfront durch einen typischen „*murus Gallicus*“ gesichert war: zwei Trockenmauern aus Stein mit Holzsicherungen und einer Füllung von Erde zwischen den beiden. An der Südostfront, wo das Gelände tief und steil abfällt, war bloß ein von Erde überdeckter Steinwall — wohl der Rest einer zum Teil den Berghang hinuntergerollten Trockenmauer — erhalten, der über die hallstattzeitliche Kulturschichte hinweglief. Im Schnitt 9 legte sich eine Wohnstelle mit Spät-La-Tènekeramik an seine Innenseite an, bewies damit also sein spätlatènezeitliches Alter<sup>2</sup>. Fast an allen Orten war diese Wallmauer durch von den erhöht liegenden Teilen des Plateaus abgeschwemmte Erdmassen verschliffen, stellenweise (Schnitt 6)<sup>3</sup> völlig überdeckt. Der Wall am Südennde des Plateaus bewies schon durch seine Höhe und durch die Tatsache, daß er über römische Ziegelreste hinweglief<sup>4</sup>, seine wesentlich jüngere Zeitstellung (auf die wir weiter unten noch eingehend zurückkommen werden).

Drei keltische Hausanlagen von eigenartiger Bauart wurden am Ostrand der Siedlungsfläche aufgedeckt. Bis zu 12 m lang und 3,5 m breit, war eine ihrer Langseiten durch eine Kalkgußmauer, die andere und die Schmalseiten jedoch durch Holzständerwerk gekennzeichnet. Nach Ausweis der in ihnen zutage gekommenen Kleinfunde (u. a. bemalte Spätlatèneaware) gehörten sie etwa der zweiten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts an. Die Erbauung dieser Häuser dürfte mit der Befestigung der Ortschaft, die ihr den Charakter

<sup>1b</sup> Eine große Dorfsiedlung der Hallstattzeit trug ferner die kaum 1500 m vom Leiserberg entfernte Kuppe des Steinberges in Ernstbrunn. In ihr hat zu Anfang der Dreißigerjahre V. Lebzelter vom Naturhistorischen Museum in Wien gegraben (Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien LXIII, 1933, S. 108—125). Die Siedlung, die heute bereits zum Großteil dem Kalksteinbruch zum Opfer gefallen ist, war anscheinend befestigt; der sehr stark verschliffene Erdwall war 1920 stellenweise noch deutlich zu erkennen, wurde jedoch leider von Lebzelter weder beachtet noch untersucht. Die Siedlung beschränkte sich auf die Hallstattstufe C. Einzelne Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß die Hallstattortschaften auf dem Oberleiserberg und dem Steinberg verschiedenen illyrischen Stämmen angehörten. Warum der Steinberg befestigt, der Leiserberg aber offen war, konnte nicht geklärt werden. Die zweite große befestigte Hallstattsiedlung unseres Viertels, jene auf dem Scheibenberg bei Kronberg, bestand schon in der Urnenfelderzeit und war — den zahlreichen Bronzefunden, Gußformen etc. nach zu urteilen — eine größere industrielle Anlage. Auch ihr Wall war noch zu Anfang des Jahrhunderts deutlich erkennbar, ist aber heute infolge intensiver Ackerkultur verschwunden.

<sup>2</sup> Oberleiserberg 1931, S. 463.

<sup>3</sup> Oberleiserberg 1935, Abb. 12 auf S. 95.

<sup>4</sup> A. a. O., Abb. 11, S. 92.

eines keltischen „Oppidums“ verlieh, wohl am ehesten in die Zeit der Bojerwirren um die Mitte dieses Jahrhunderts zu setzen sein.

Über die Dauer des Bestandes dieser befestigten keltischen — besser vielleicht keltoillyrischen — Gauburg gibt uns das Fundmaterial ausreichend Auskunft. Die Fundmassen — insbesondere an Keramik — keltischen Gepräges nehmen gegen Ende der augusteischen Zeit rapid ab. Um die Mitte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts muß ein sehr beträchtlicher Bevölkerungsrückgang erfolgt sein: nur mehr wenige Gefäßbruchstücke zeigen den keltoillyrischen Charakter dieser Spätzeit<sup>5</sup>. Auffällig ist, daß germanische Tonware des 1. und 2. Jahrhunderts, wie sie in Gräbern und Siedlungsfunden der Umgebung von Mistelbach, Poysdorf und Hollabrunn häufig ist, auf dem Berge völlig fehlt und auch sonstige Funde germanischen Charakters nur ganz vereinzelt zutage kamen. Erst aus der Zeit nach 180 ist typische germanische Tonware von hier nachweisbar. Die Neuzuwanderer germanischen Blutes haben also die nurmehr von schwachen keltoillyrischen Resten besiedelte Bergstadt vorerst gemieden. Das ist eine Erscheinung, die wir allerorten in Mitteleuropa feststellen können und auf die schon vor 25 Jahren Paul Reinecke hingewiesen hat<sup>6</sup>: *„Auf deutschem Boden sind die außerhalb des nachmaligen römischen Reichsgebietes liegenden spätkeltischen Oppida sämtliche um den Beginn unserer Zeitrechnung verlassen worden und verödet, wenn auch während der Kaiserzeit ... in verschiedenen sich Germanen niedergelassen haben. Diese Germanensiedlungen beschränken sich freilich nur auf die späte Kaiserzeit ...“*.

Die Römer haben dann im Zuge ihrer teilweisen Besetzung der markomannisch-quadischen Länder zwischen 173 und 180 mit strategisch geschultem Blick die für ihre Zwecke hervorragende Lage der alten keltischen Gaufeste erkannt und hier eine ihrer Zwingburgen errichtet. Das kleine Präsidium am höchsten Punkt des Westrandes des Bergplateaus, ein turmbewehrtes Mauerviereck von etwa 60 m im Quadrat, enthielt das in Stein erbaute Haus des Kommandanten und daneben Magazine und Unteroffiziershäuser. Diese letzteren waren wohl aus Holz errichtet, wie die anderen im Raume des Wallplateaus befindlichen Truppenunterkünfte, deren Reste wir zwar nicht aufgefunden haben, aber an Hand der zahlreichen über die ganze Fläche verteilten Gefäßbruchstücke römischen Typs dieser Zeit hier vermuten dürfen.

Eine genaue Analyse des Grabungsbefundes am Kommandantenhaus ergibt, zusammengebracht mit den Ergebnissen der neueren historischen Forschung einigermaßen andere Resultate, als wir sie noch um 1930 gesehen haben. Vor allem ist die damals vermutungsweise geäußerte Meinung, die von uns festgestellte zweite Bauperiode sei möglicherweise ein von einem vornehmen Germanen vor-

<sup>5</sup> Oberleiserberg 1931, Tf. VII 2, 4, 5.

<sup>6</sup> P. Reinecke, Spätkeltische Oppida im rechtsrheinischen Bayern, Der bayerische Vorgeschichtsfreund 9, 1930, S. 43.

genommener Umbau gewesen, unhaltbar. Auch sie ist zweifellos den Römern zuzuschreiben. Der erste Bau, charakterisiert durch die bis 90 cm starken, vorwiegend aus gutem Kalkstein errichteten Mauern — das Langrechteck der Räume 6 und 7 und die erhaltenen Westmauern und Flügel der Toranlage<sup>7</sup> — ist offenbar nach der römischen Besetzung im Zuge des ersten Friedensschlusses mit den Markomannen im Jahre 173 (beziehungsweise den Quaden 172) errichtet worden<sup>8</sup>. 178 aber erhoben sich Markomannen und Quaden von Neuem. Hierher gehört wohl die Stelle des Dio Cassius, wo er berichtet, die Germanen seien durch die Bedrückungen seitens der Römer zur Verzweiflung gebracht worden<sup>9</sup>. Der Erhebung müssen die kleinen Kastelle im Norden der Donau natürlich zum Opfer gefallen sein. Denn erst im nächsten Jahr gelang es den Bemühungen Marc Aurels und Commodus<sup>10</sup> die Lage wieder herzustellen. Tarrutenius Paternus schlug zuerst die Markomannen entscheidend, worauf dann auch die Quaden zu Paaren getrieben werden konnten<sup>10</sup>. Die wieder in Stand gesetzten Kastelle im Feindesland nahmen neuerlich römische Garnisonen auf. Mit dieser Neubelegung 179 wird die von uns nachgewiesene 2. Bauperiode des steinernen Kommandantenhauses zusammenhängen. Nach größeren Zerstörungen, denen insbesondere Teile der Toranlage zum Opfer gefallen sein müssen (deren Nordmauer nicht mehr im alten Bestand erhalten ist), wurde es wieder hergestellt, und die Räume 2—5 neu angebaut. Die Mauern dieser Teile wurden zum Großteil aus Tuffstein errichtet, zum Unterschied zu jenen der ersten Bauperiode aber nur 50—60 cm stark.

Beim Abzug der Truppen infolge des Friedens von 180 ist die äußere Kastellmauer geschleift worden. Das Kommandantenhaus aber muß erhalten geblieben sein. Dies ergibt sich aus seiner Wiederherstellung um 375, die dem Grabungsbefund nach keine völlige Ruine vorgefunden hat. Denn es sind weder in seinen Mauern noch auch in den Innenräumen späte Ziegel verwendet worden, wie wir sie bei allen übrigen damals errichteten Gebäuden angetroffen haben. Die Erhöhung der Fußbodenstraten in den Räumen 2—5 z. T. über einer einplanierten Dachziegelschicht beweist bloß einen einmal eingetretenen Dachschaden, bzw. den Einsturz eines Teiles der Dachkonstruktion. Es ist also ohne weiteres möglich, daß das Haus noch bis 193 Quartier eines römischen Offiziers, der den Marktverkehr zu beobachten hatte, geblieben ist und dann nach diesem Termin von einem

<sup>7</sup> Vgl. den Plan Oberleiserberg 1929, S. 413 oder 1937, S. 17.

<sup>8</sup> W. Zwickler, Studien zur Markussäule, Amsterdam 1941, S. 227 ff.

<sup>9</sup> Dio 71 20: „Diese Truppen, die in den Kastellen lagen, machten es den Germanen unmöglich, ihr Vieh auf die Weide zu treiben und die Äcker zu bestellen, während sie selbst keinen Mangel litten, ja sogar Bäder und alles zum Lebensunterhalt im Überfluß hatten.“

<sup>10</sup> L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme, Die Westgermanen, I. Teil, 2. Aufl., S. 174 ff.

Germanenfürsten bezogen wurde. Daß vom 3. Jahrhundert an das Wallplateau germanischer Siedlungsraum gewesen ist, ergibt sich aus den Gefäßbruchstücken germanischen Charakters jener Zeit<sup>11</sup>, die sich ins 4. Jahrhundert fortsetzen.

Einen Lichtblitz auf die Zeit der römischen Besatzung wohl zwischen 173 und 180 scheint uns ein Täfelchen aus Elefantenelfenbein mit seinen seltsamen, jedenfalls orientalischen Schriftzeichen<sup>12</sup> (Abb. 1) zu bieten<sup>12a</sup>. Spricht doch z. B. die das sog. Regenwunder von 172 betreffende Überlieferung von der Anwesenheit orientalischer Abteilungen und eines ägyptischen Zauberers im römischen Heer, das in der Ostslowakei operierte<sup>13</sup> und wissen wir doch inschriftlich auch von einer „vexillatio“ (= detachierte Abteilung) der III. Legio Augusta bei den Markomannen<sup>14</sup>, deren normaler Standort Lambaesis in Numidien (heutiges Algerien) gewesen ist. Die kleine Schmuckfibel mit Pferdedarstellung (Abb. 2) ist ein entzückendes Produkt römischen Kunsthandwerkes des 2. Jahrhunderts.

Die Spuren römischer Truppenunterkünfte aus der Zeit Kaiser Valentinians I. (364—375) haben wir an verschiedenen Stellen der Hochfläche aufdecken können (vgl. den Ziegel mit dem Stempel

<sup>11</sup> Oberleiserberg 1931, Tf. VII 6—8.

<sup>12</sup> Eine Reihe in- und ausländischer Fachleute haben die Schriftzeichen untersucht, sind jedoch zu keinem Schluß, bezüglich ihres Sinnes bzw. ihrer genauen Herkunft gekommen. Bloß, daß es sich um orientalische Buchstaben zu handeln schein, wurde festgestellt. In dieser Hinsicht — scheinbare Sinnlosigkeit einer auf bestimmte Herkunft weisenden Inschrift — wird man an das „ägyptische“ Amulett aus einem (langobardischen) Grab des 6. Jahrhunderts in Tulln, N.-Ö., erinnert (abgebildet bei: H. Mitscha-Märheim, Die Langobarden des 6. Jahrhunderts im österreichischen Donaauraum. *Arte dell' primo Millenio. Atti del convegno di Pavia per lo studio dell'Arte dell'Alto Medio Evo*, Tf. 82 b). Dessen Inschrift zeigt gleichfalls Zeichen, die keinen Sinn erkennen lassen und eine bildliche Darstellung ägyptischen Charakters umgeben.

<sup>12a</sup> Das Täfelchen ist nur ein Teil einer längeren Platte. An seinem rechten Rand ist deutlich die Spur einer Absägung zu erkennen. Es ist natürlich keineswegs sicher, daß es aus der Römerzeit stammt, doch läßt sich sein Auftreten hier so am ehesten erklären. Eine zweite Möglichkeit ergäbe sich, wenn man annähme, daß es im 9./10. Jahrhundert aus arabischen Ländern eingeführt wäre. Der Fernhandel jener Zeit, der von Basra am Persischen Golf über Bagdad ausgehend, einerseits über Byzanz und Kiew, andererseits wolgaauwärts über Bolgar zu den Slawenländern führte, hat diesen bekanntlich auch Kaurimuscheln der Indischen See, Kokosnüsse etc. zugebracht: H. Mitscha-Märheim, Gräberfunde am Kirchenberg in Bad Deutsch-Altenburg, N.-Ö., *Archaeologia Austriaca* 18, 1955, S. 41 f. — Zu den Problemen und Wegen dieses Fernhandels des 9./11. Jahrhunderts, vgl. H. Jankuhn, *Haitabu*, 3. Aufl. 1956, S. 120 ff.

<sup>13</sup> W. Zwickler, a. a. O., S. 206 ff. — Das Ereignis wurde früher des öfteren auch nach Niederösterreich oder Südmähren verlegt. Zu Unrecht. Denn es spielte sich in der Nähe der Kotiner ab und wir wissen heute, daß dieses keltische Völkchen im slowakischen Erzgebirge lebte. Wird uns doch auch berichtet, daß es sowohl den Quaden als auch den Sarmaten, die zwischen Donau und Theiß saßen, dienstpflchtig war.

<sup>14</sup> C I L VIII, 619.

OFARNURSICINIMIG<sup>15</sup>, Abb. 3). Daß der östlich des Kommandantenhauses aufgefundene Mörtelfußboden eines Gebäudes römisch ist und völlig mit dem obersten valentinischen Bodenstratum (3. Bauperiode) im Kommandantenhaus übereinstimmt, habe ich bereits 1937 festgestellt und damit unsere irrige Meinung von 1931 berichtigt<sup>16</sup>. Daß auch die kleinformatischen schmalen Ziegel im Turm am Ostrand des Plateaus römisch und nicht, wie wir vermuteten<sup>17</sup>, mittelalterlich sind, haben Funde gleichartiger Stücke in spätrömischem Zusammenhang anderwärts (z. B. erst jüngst in der Zivilstadt von Lauriacum) eindeutig erwiesen. Auch der Turm ist somit in seinem ganzen Umfang valentinianisch gewesen. Schließlich ist noch zu betonen, daß meine 1937 ausgesprochene Meinung, der bis zu 2,50 m hohe innere Südwall des Plateaus sei gleichfalls in valentinianischer Zeit errichtet worden, nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Er ist nach unserer heutigen Sachkenntnis wohl als wesentlich jünger anzusehen.

Aus der Zeit zwischen 380 und 430 (wohl eher dem Anfang des 5. als dem Ende des 4. Jahrhunderts) stammen die Bruchstücke zweier großer Töpfe aus feinem, chamoisfärbigen Ton mit Zonen eingeshabter Ziermuster und dunkel geglätteter Bänder<sup>18</sup>. Sie sind von typisch germanischer Machart und mit den spätrömischen Gefäßen mit Glättmusterung nicht zu verwechseln. Kulturell und zeitlich in dieselbe Gruppe gehört das Bruchstück (Fuß-Bügelteil) eines bronzenen Gußstückes vom Typus der glatten gotischen Silberblechfibeln, das nächst dem Fundort der eben besprochenen Tongefäße oberflächlich aufgelesen wurde (Abb. 4)<sup>19</sup>. Die Fußplatte verjüngt sich gleichmäßig gegen ihr Ende zu und ist mit einem angedeuteten Mittelgrat versehen. Der Bügel ist kurz und scharf kielförmig gestaltet.

Der Grabungsbefund am Kommandantenhaus hat ergeben, daß dieses durch Feuer wohl am Ende des 4. Jahrhunderts vernichtet worden ist. Der Zeitpunkt seiner Zerstörung wird durch zwei zusammen mit verkohlten Resten eines Hirsebrotes unmittelbar unter dem Brandschutt des zusammengebrochenen Daches auf dem Fußboden im Raum 6 aufgefundene Töpfe später Machart<sup>20</sup> ungefähr festgelegt. Nun hat sich aber gezeigt, daß auch nach dieser Zerstörung noch Spuren von Bautätigkeit am Hause nachweisbar sind. Die Nordwestecke des Raumes 6 wurde irgendwann vom Brandschutt geräumt und durch eine kleine, sehr schlecht aus Tuffstein gemauerte

<sup>15</sup> Zu diesen Stempeln vgl. R. Egger, Eine Militärziegelei valentinianischer Zeit, Anzeiger der phil.-histor. Klasse der Österr. Akademie d. Wiss. Wien, 1954, Nr. 5, S. 101—112.

<sup>16</sup> Oberleiserberg 1937, S. 16, Abb. 4.

<sup>17</sup> Oberleiserberg 1931, S. 465.

<sup>18</sup> A. a. O., Tf. VII, Abb. 1. — Eine wichtige Siedlungsspur dieser Spätzeit stellt auch die Mittelbronze des Kaisers Theodosius (379—383) dar. S. Oberleiserberg 1929, S. 407.

<sup>19</sup> Heimatmuseum Mistelbach Inv.-Nr. 395.

<sup>20</sup> Oberleiserberg 1929, Tf. XVIII, oben.

und nicht in den Boden hinein fundamentierte, sondern auf den Estrich aufgesetzte Mauer von etwa 5 m Länge abgetrennt. Wann und von wem diese kleine Hütte innerhalb der Brandruine des Hauses errichtet worden ist, dafür besitzen wir außer der Primitivität der Mauertechnik keine Anhaltspunkte. Man wird bloß vermuten können, daß diese letzte Bautätigkeit hier etwa mit den germanischen Siedlungsspuren des frühen 5. Jahrhunderts, die wir soeben behandelt haben, zusammenhängen mag. Doch ist es immerhin nicht völlig auszuschließen, daß es sich da um die Spur einer auch noch viel späteren Bautätigkeit handeln könnte.

Hiemit sind die fundmäßigen Unterlagen für die Beurteilung der Besiedlung des Oberleiser Bergplateaus im Altertum zu Ende. Weder für das spätere 5. noch für das 6. oder 7. Jahrhundert besitzen wir irgendwelche bezeichnende Fundstücke. Dies ist allerdings eine Erscheinung, die wir zum Unterschied vom Westen in unseren ostösterreichischen Gebieten überall beobachten können. Sie hängt wohl vor allem damit zusammen, daß wir bis heute weder den Charakter langobardischer noch auch frühslawischer Siedlungsfunde kennen. Die Hinterlassenschaften beider genannter Völkerstämme dieser Zeit stammen in unseren Landen und in Mähren bisher ausschließlich aus Gräberfunden.

Daß diese fundmäßige Lücke auf dem Oberleiserberg — die nächsten datierbaren Funde stammen erst wieder aus dem 8./9. Jahrhundert — aber nicht bloß als eine mißliche Forschungsangelegenheit oder ein Produkt des Zufalles zu werten sein dürfte, ergibt wohl folgender Gedankengang: In dieser Zeit — vermutlich zwischen 600 und 800 — ist der zweifellos bisher noch vorhandene (uns leider unbekannt) alte Name der Örtlichkeit in Verlust geraten. Während der nahe Fluß, der Taschlbach (im 14. Jahrhundert „Tayscha“), seinen wohl illyrischen, die Zaya ihren entweder gleichfalls illyrischen oder germanischen Namen erhalten konnten, gerät der Name unserer Bergstadt in Vergessenheit. Er findet sich bei ihrem Wiedereintritt in die Geschichte im 12. Jahrhundert durch eine von der vegetationsmäßigen Gestaltung des Bergzuges genommene Bezeichnung ersetzt. Die Bedeutung der Örtlichkeit ist somit wohl zu dem Zeitpunkt, da slawische Sippen hier einrückten und die Berghügel nach ihrer auffallenden Kahlheit benannten, eine äußerst geringe gewesen, beziehungsweise es fehlte überhaupt an Restsiedlern, die die Namens-tradition den Neuankömmlingen weiterzugeben in der Lage gewesen wären.

Vom Fundmaterial her besteht keine Möglichkeit, den genauen Zeitpunkt zu bestimmen, wann das ehemals germanische Land slawisch geworden sein mag. Der Verlust des alten Ortsnamens scheint für ein längeres Siedlungsvakuum zu sprechen, während die Überlieferung der alten Namen der Bäche Zaya und Tayscha Berührungspunkte beider Völkerschaften irgendwo in der näheren Umgebung vermuten läßt. Die weiter unten unter II. geäußerten Gedanken lassen schon

für die Gegend um Niederleis solche Berührungen als möglich oder wahrscheinlich erscheinen.

Erst vom Ende des 8. Jahrhunderts an beginnt sich, sowohl fundmäßig als auch allgemein historisch, der Schleier der Ungewißheit wieder langsam zu heben. Ein Steigbügel von awarischer Form, eine wohl karolingische Zierscheibe aus Eisen und Bronze, karolingisch-ottonischer Emailschnuck und ein immer größer werdendes Material an Tonscherben bilden die Grundlage vom dinglichen Standpunkt aus. Wir werden auf die wichtigeren und bedeutenderen Stücke weiter unten noch eingehend zurückzukommen haben. Vorerst aber wollen wir rein vom Allgemeinhistorischen aus einen Überblick über den Ablauf des Geschehens in unserer Umgebung zu gewinnen trachten.

In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts gehörte das n.-ö. Weinviertel, also das Land zwischen der Donau, March, Thaya und dem Kamp zum Reich der Awarenchagane<sup>21</sup>, die die hier siedelnde slawische<sup>21a</sup> Sicherungsposten (Mistelbach, Untertannowitz, Höflein a. d. Thaya, Horn etc.) beherrschten. Nach der Zerschlagung der awarischen Macht durch Karl den Großen in den Jahren 791—805 wurden die Slawen frei, um dafür bald in eine allerdings nur lose tributäre Abhängigkeit vom Karolingerreich zu geraten. Die bairische Kirche, insbesondere Salzburg und Regensburg entwickelten eine rege Missionstätigkeit, deren Spuren wir bis nach Neutra im Osten verfolgen können. Dem mährischen Fürsten Moimir gelang um 830 die Einigung der Marchslawen zu einem größeren einheitlichen Staatsgebilde, dem Großmährischen Reich. Sein Versuch, die fränkische Oberhoheit abzuschütteln, führte 846 zu einem Zug Ludwigs des Deutschen nach Mähren und zu seiner Absetzung. Auch unter seinen Nachfolgern Rastitz (846—870) und Swatopluk (870—893) gab es ständig Kriege und Grenzfehden zwischen Mähren und der karolingischen Ostmark. Es ist bisher noch nicht der Versuch gemacht worden, die völkischen und politischen Verhältnisse im n.-ö. Weinviertel des 9. Jahrhunderts im Einzelnen zu untersuchen. Insbesondere ist das betreffende archäologische Material noch nicht gesichtet, die betreffenden Bodenfunde noch nicht ausgewertet worden. Nicht einmal die Grenzziehung zwischen dem Karolingischen und dem Großmährischen Reich ist geklärt, obgleich sich dafür eine Anzahl von Momenten anbieten. Einzig die Besitz- und kirchlichen Verhältnisse im Gebiet des Donauwagrams zwischen Krems und Stockerau hat Karl

<sup>21</sup> H. Mitscha-Märheim, Eine awarische Grenzorganisation des 8. Jahrhunderts in Niederösterreich, Mainzer Jahrbuch 4., 1957, in Druck.

<sup>21a</sup> Ein großer Teil der Schädel aus den Gräbern des Awarerfriedhofes von Mistelbach zeigt deutlich mongolische Kennzeichen, während jener eines der Horner Gräber einen extrem turanischen Typus aufweist. Freundliche Mitteilungen von Ä. Kloiber, Linz und W. Ehgartner, Wien.



Tafel 1



1



2

3

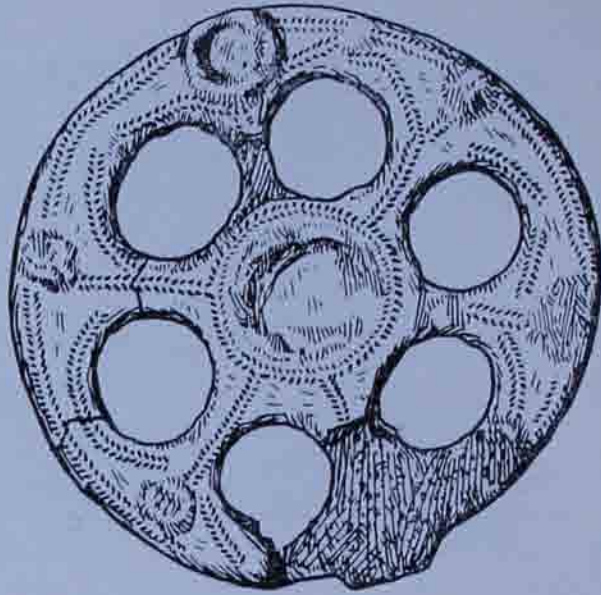
Funde vom Oberleiserberg.

1 Elfenbeintäfelchen, 2 röm. Brosche, 3 röm. Ziegel mit Stempel.

Tafel 2



4



5



6



7



8



9



10



Funde vom Oberleiserberg, Nr. 8 aus Köttlach.  
(alles natürliche Größe).

4 Fuß einer Bronzefibel des 5. Jhdts., 5 durchbrochene Zierscheibe, 6, 8,  
9 Email-Scheibenfibeln, 7 Ohrring, 10 Bronze-Gewicht.

Lechner untersucht<sup>22</sup> und festgestellt, daß dieses sicherlich bereits im 9. Jahrhundert zur Karolingermark gehörte. Schon aber die Nachrichten, die wir über Besitzungen des Hochstiftes Freising in Bayern um Stiefern am Kamp (also immerhin über 10 km weit im Norden der Donau) von der Mitte des 9. Jahrhunderts an besitzen<sup>23</sup>, zeigen, daß die Dinge nicht so einfach lagen, wie man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Wenn man dazu noch das leider in viele Sammlungen zerstreute und nicht fachmännisch gehobene Fundmaterial aus Siedlungen und Gräbern von Thunau am Kamp (8 km nördlich von Stiefern) beachtet, das, wenn auch zum Großteil dem 10. und 11. Jahrhundert angehörig, auch ins 9. Jahrhundert zurückzureichen scheint und jedenfalls mehr mit der karolingisch-ottonischen als mit der großmährischen Reichskultur zusammenhängt, so ergeben sich vielleicht neue Gesichtspunkte. Hiezu gehört auch die Frage nach der Gründung von Eggenburg, das jedenfalls Funde schon aus dem 8./9. Jahrhundert (Pfeilspitzen typisch awarischer Gestalt im Krahuletz-Museum) ergeben hat und in dessen Umgebung alte Ortsnamen mit der Endung -ing (Kühnring, Gumping etc.) für deutsch-karolingische Besiedlung sprechen. Ich möchte die Burg für einen im 9. Jahrhundert errichteten Eckpfeiler der karolingischen Reichsverteidigung gegen Großmähren halten und in ihrem Gründer Eginon den auch anderwärts in Österreich um 870 nachweisbaren Enkel des 856 abgesetzten Präfekten der Ostmark Grafen Ratpot, Bruder eines Grafen Mangold und einer Perechtkunda<sup>24</sup>, erblicken.

Im Osten, gegen die March zu, liegen die Dinge kaum klarer als am Kamp. Hier wird man wohl sicher bis gegen das Ende des 9. Jahrhunderts mit Zugehörigkeit des Norddonaulandes zum Mährerreich zu rechnen haben. Erst die gewaltige Niederlage, die König Arnulf im Sommer 892 dem Mährerfürsten Swatopluk beibrachte<sup>25</sup>, scheint hier — von dem kurzen Zwischenspiel um 870 (als das ganze Land für kurz den Ostmarkgrafen Wilhelm und Engelschalk unterstellt war) abgesehen — völlig neue Verhältnisse geschaffen zu haben. Wenn die *Annales Alamannici* zu 902 berichten, daß ein bayrisches Heer damals an der March eine Niederlage gegen die Ungarn erlitt<sup>26</sup>, so ist wohl anzunehmen, daß das Land, das da von Deutschen am Marchfluß verteidigt wurde, nicht mährischer, sondern karolingischer Reichsboden gewesen ist. Dafür, daß nach 892 im östlichen

<sup>22</sup> K. Lechner, Studien zur Besitz- und Kirchengeschichte etc. *MIÖG.* 52, 1938, S. 19 ff. — Derselbe, Geschichte des Tullner Bezirkes in der Karolingerzeit, *Heimatkalender Tulln* 1953, S. 83—101.

<sup>23</sup> Bitterauf, Traditionen des Hochstiftes Freising I., Nr. 1037. Dazu: K. Lechner, Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels (in: *Das Waldviertel* ed. K. Stepan, Bd. 7), S. 26 und 33.

<sup>24</sup> Vgl. C. Plank, Siedlungs- und Besitzgeschichte der Grafschaft Pitten I., 1946, S. 22 ff. Zu Planks Geschlechtsschema ist nur zu bemerken, daß er zwei Generationen gleichnamiger Brüderpaare Mangold und Eginon aus der Zeit einerseits um 830, andererseits um 870 zusammengemengt hat.

<sup>25</sup> *Fuldaer Annalen*, *MGSS* in us. schol. 1891, S. 121.

<sup>26</sup> *MGSS.* XX, 796.

n.-ö. Weinviertel (wohl mindestens bis in die Höhe der Leiserberge und der Zayamündung) bairisch-deutsche Kolonisation am Werke war, scheinen eine ganze Reihe von Tatsachen zu sprechen. Vorerst die Ortsnamen auf -ing im Marchfeld und dem nördlich anschließenden Gebiet (Eßling, Seyring, Pföding, Putzing, Stripfing, zweimal Streifing, Nexing). Dann die Reste alter, sicherlich karolingischer Blockflureinteilung (u. a. im Gebiet um die Leiserberge, um Hautzendorf-Schleinbach, um Großinzersdorf etc.) und schließlich vielleicht noch die Namen der Marchorte Jedenspeigen und Disinfurth (abgekommen bei Hohenau<sup>27</sup>), die auf zwei zu Beginn des 10. Jh. (in Salzburg) zusammen genannte Edle namens Jedunc und Tiso zurückgeführt werden könnten<sup>28</sup>. Doch die Tage des Großmährischen Reiches und der karolingischen Ostmark waren gezählt. 905/6 erlag das erstere, im Juli 907 dann, in der unglücklichen Schlacht bei Preßburg, der bayrische Heerbann dem Ansturm der magyarischen Reiter-scharen.

Die Folge dieser Niederlagen war, daß die bayrische Ostmark bis etwa an die Ybbs, das Land im Norden der Donau aber sicherlich bis zum Kamp im Westen und bis über die Thaya im Norden ungarischer Herrschaft unterworfen wurde. Daß das keineswegs mit einer Vernichtung der deutschen und der slawischen Wohnbevölkerung dieser Gebiete gleichbedeutend war, sondern daß diese im Gegenteil im großen und ganzen ungestört die Ungarnzeit überdauerte, wissen wir heute<sup>29</sup>. Volksmäßig ist das Magyarentum hier kaum nennenswert in Erscheinung getreten. Doch sind in den Grenzgebieten schon im 10. Jahrhundert Spuren einer planmäßigen ungarischen Siedlungsbewegung, der sog. „Gyepüorganisation“ nachweisbar<sup>30</sup>.

So ist eine solche bereits damals hier im östlichen Weinviertel zur Durchführung gelangt, indem wie anderwärts neben ungarischen auch insbesondere kasarische und sonstige vielfach nichtmagyarische Stammesgruppen als Wächter an besonders bedeutenden Grenz- oder Straßenorten zum Ansatz gebracht wurden. Ein solcher stärkerer Grenzposten ist im Raume südlich von Laa a. d. Th. errichtet worden, wie die Ortsnamen Ober- und Unter-Schotterlee (von magyar.

<sup>27</sup> Die Identifizierung von Disinfurt mit dem Siedlungshügel an der March östlich von Hohenau zuerst: H. Mitscha-Märheim, Jb. f. Landeskunde N.-Ö. 29, 1948, S. 417 ff. — Eine Bestätigung dieser Lokalisierung erbrachten in den Jahren 1952 und 1953 am Ort vorgenommene Grabungen, die neben urzeitlichen reiche Siedlungsreste des 9.—11. Jahrhunderts ergaben.

<sup>28</sup> Salzburger U. B. I., S. 168. Vgl. H. Mitscha-Märheim a. a. O., S. 419. — Über möglichen Besitz des Klosters Kremsmünster aus der späten Karolingerzeit zu Raggendorf und Auersthal im Marchfeld vgl. E. Mayerhofer, Unsere Heimat 27, 1956, S. 20.

<sup>29</sup> Vgl. K. Gutkas, 10. August des Jahres 955 — Schicksalstag Europas. Bauernbundkalender 1956, S. 103—110.

<sup>30</sup> E. Moór, Studien zur Früh- und Urgeschichte des Ungarischen Volkes, Acta Ethnographica Acad. scient. Hungaricae II., Budapest 1951, S. 25—138.

„sátor“ = Zelt) und Fallbach (von „falva“ = Dorf) zusammen mit dem naheliegenden Ungerndorf und Gaubitsch (Gowatisbrunnen, von südslaw. kovač = Schmied) erkennen lassen<sup>31</sup>. Hat sich in den drei erstgenannten der altungarische, in Gaubitsch der südslawische Name der Dörfer erhalten, so weist die Namensform „Ungerndorf“ auf einen Ort, der von den umliegenden Deutschen (wohl zur Zeit der Neukolonisation im 11. Jahrhundert) nach seiner Fremdbevölkerung so benannt wurde. Die heute abgekommenen Orte namens Ungerndorf, ehemals bei Zistersdorf und bei Eisgrub gelegen<sup>32</sup>, bezeichneten wohl Straßen-, bzw. Grenzsicherungsposten wichtiger Art, wie denn auch der Ortsname Pulgram (= „Bulgaren“) an der Thaya östlich der Pollauer Berge wohl einen solchen von Bulgaren<sup>32a</sup> besetzten Gyepüplatz bezeichnet.

Erst der Sieg des Bayernherzogs Heinrich vom Jahre 991 hat den ganzen magyarischen Grenzschutz zusammenbrechen lassen. Schon 1002 ist im Süden der Donau der Wienerwald überschritten und im Norden des Stromes wird das Land bis zur March als otonischer Reichsboden angesehen<sup>33</sup>. Daß die Dinge hier im Weinviertel allerdings keineswegs so planmäßig abliefen, wie vorgesehen und wie es im Süden tatsächlich geschah, dafür ist die Aktion des jungen und höchst unternehmenden Polenfürsten Boleslaw Chrobry verantwortlich zu machen. Dieser hat nach der Scheidung seiner Ehe mit der Schwester des Ungarnkönigs Stefan um 997<sup>34</sup> den Ungarn anscheinend ihre mährischen Gebiete abgenommen und jedenfalls auch das n.-ö. Weinviertel besetzt. Noch 1012 lag die Gegend bei Stockerau, wo der hl. Koloman als polnischer Spion gemartert und gehängt wurde, nahe der Grenze „der Baiern und der Mährer“<sup>35</sup> und 1015 und 1017 kämpfte der Ostmarkgraf Heinrich im Wein- und vielleicht auch im Waldviertel gegen die Polen und Mährer Boleslaws<sup>36</sup>. Ob der Friede von Bautzen, den Kaiser Heinrich II. im Jänner 1018 schloß, auch zur Befriedung der Verhältnisse in den österreichischen Gebieten führte, hören wir nicht ausdrücklich, möchten es aber vermuten, da, wie aus manchen Anzeichen zu schließen ist,

<sup>31</sup> H. Weigl, Mbl. d. V. f. Landeskunde N.-Ö., 1926, S. 27 f.

<sup>32</sup> O. Mitis, Berge, Wege und Geschichte, Jb. f. Landeskunde N.-Ö. 26, 1936, S. 68, Anm. 100.

<sup>32a</sup> Hier handelt es sich keineswegs um Bulgaren vom Balkan, sondern um Wolgabulgaren, Nordnachbarn der Kasaren. Teile dieser beiden Turkstämme sind auch sonst im 10. Jahrhundert in enger Fühlung und Gefolgschaft mit den Magyaren nachweisbar!

<sup>33</sup> Da dem Babenberger damals 20 Hufen nach freier Wahl „zwischen den Flüssen Kämp und March“ geschenkt wurden. MGDD. III, Nr. 22.

<sup>34</sup> O. Forst-Battaglia in seiner Besprechung von St. Zakrzewski, Boleslaw Chrobry, in den Jahrbüchern f. Kultur u. Geschichte der Slawen, N. F. 3, S. 249 ff.

<sup>35</sup> Thietmar von Merseburg: MGSS III, S. 860. Vgl. dazu K. Lechner, Die Anfänge des Stiftes Melk und des St. Koloman-Kultes, Jb. f. Landeskunde N.-Ö. 29, 1948, S. 73 ff. und H. Wolf, Die Wiener Pfarre und ihre Gründer, Jb. f. Gesch. d. Stadt Wien 9., 1951, S. 21 ff.

<sup>36</sup> Zeißberg, Die Kriege Heinrichs II. mit Boleslaw I. von Polen, Sitzungsberichte d. Wr. Akademie d. Wissenschaften 57, S. 406.

um 1020 bairische Kolonisation auch im n.-ö. Weinviertel in Schwung gekommen zu sein scheint. Die Tatsache, daß noch vor dem Abschluß der (gleich näher zu besprechenden) Wirren der Jahre 1039 bis 1041 von einer „Böhmischen Mark“ die Rede geht<sup>37</sup>, scheint dafür zu sprechen, daß dieser zwischen Böhmen-Mähren und Niederösterreich gelegene Verwaltungskörper nicht erst 1041 durch Kaiser Heinrich III. ins Leben gerufen worden ist, sondern bereits seit längerem (als königliche ? oder als böhmische Gründung ?) bestand<sup>38</sup>.

Aber noch konnten die politischen Verhältnisse dem Neukolonisationswerk keine dauernde Sicherheit gewährleisten: Schon bald nach Boleslaw Chrobrys Tod im Jahre 1025 hatte Udalrich, der Herzog von Böhmen, die mährischen Gebiete seinem Reiche angegliedert und durch seinen Sohn Břetislav neu organisieren lassen. Nachdem dann dieser 1037 den böhmischen Thron bestiegen hatte, kam es bald zu Wirren zwischen ihm und dem deutschen König. Im Einvernehmen mit Ungarn, wo nach dem 1038 erfolgten Tod des deutschfreundlichen Königs Stefan eine dem Reiche abholden Strömung die Oberhand gewonnen hatte, drang er auf österreichischen Boden vor. Hier gelang es ihm, dem Markgrafen Adalbert eine nahe seiner Grenze gelegene Burg zu entreißen. 1041 gewann sie Luitpold, des Markgrafen junger Sohn, wieder zurück. Die Altaicher Annalen berichten hierüber wörtlich folgendes<sup>39</sup>: *„Zur Zeit der eben berichteten Expedition“* (nämlich Kaiser Heinrichs III. gegen Böhmen) *„überfiel Luitpold, Sohn Adalberts, des bairischen Markgrafen, nachdem er eine Schar so groß er konnte gesammelt hatte, eine Burg (Stadt), die an der Grenze der Marken Böhmens und Baierns lag, und seinem Vater vor langer Zeit mit Gewalt abgenommen worden war, und eroberte sie. Er führte unübersehbare Beute an Menschen und Vieh hinweg, ließ den Sohn des Präfekten binden, machte die Burg dem Erdboden gleich und kehrte wohlbehalten heim.“* Kurz darauf (im Oktober 1041) kam zu Regensburg der Friedensschluß mit Břetislav zustande. Die Böhmische Mark kam in deutsche Hand. Břetislav aber war von nun an treuer Gefolgsmann des deutschen Königs.

Ernst Klebel hat 1943 erstmals darauf hingewiesen, daß die Grenzburg, von der 1041 die Rede ist, wohl der Oberleiserberg gewesen sei<sup>40</sup>. Tatsächlich trifft die Lagebezeichnung der Annalen

<sup>37</sup> K. Gutkas, Zur Frage der „Böhmischen Mark“ des Adalbero. Unsere Heimat 23, 1952, S. 133 f.

<sup>38</sup> Die Böhmische Mark muß wohl von Ost nach West folgende Gebiete umfaßt haben: Laa—Grusbach, Hardegg—Znaim, Raabs—Pernegg—Drosendorf, Horn, und vielleicht die Waldviertler Gebiete von Zwettl, Litschau, Weitra etc. Ihr Hauptort muß (wenigstens zeitweise) Raabs gewesen sein, weswegen die Tschechen die Österreicher als die „Leute von Raabs“, die „Rakoušany“ bezeichnet haben.

<sup>39</sup> MGSS 20, 796. Dazu K. Gutkas, wie Anm. 37.

<sup>40</sup> E. Klebel, Zur Rechts- und Verfassungsgeschichte des alten Niederösterreich, Jb. f. Landeskunde N.-Ö., 28, 1943, S. 49.

„an der Grenze der Marken Böhmens und Baierns“ trefflich auf unseren Platz zu, der kaum 8 km südlich des zwischen Eichenbrunn und Stronegg verlaufenden Grenzzuges lag<sup>41</sup>. Ist doch auch diese Örtlichkeit die einzige, die infolge ihrer Bodenfunde hiefür in Betracht kommen könnte, soweit wir heute das betreffende Material überblicken<sup>42</sup>. Und diesem wollen wir uns nun noch eingehender zuwenden.

Vorerst verdient das kleine Gräberfeld, das wir seinerzeit zwischen der Kapelle und dem Haupteingang zur Oberleiser Wallburg aufgedeckt haben<sup>43</sup> nähere Beachtung, da wir seine Zeitstellung damals nicht richtig beurteilt hatten. Die Möglichkeiten hiezu sind ja äußerst geringe. Die Gräber C und D lagen knapp über dem Lehmfußboden, bzw. einem verkohlten Wandpfosten einer kleinen Hütte, von deren Inventar sich bloß 20 Tonpyramiden erhalten haben, die ungeeignet für eine Zeitbestimmung des Baues sind. Einen Meter unter diesem Fußboden lag dann eine Wohngrube der Hallstattzeit. Der Oberschenkel des Skelettes in Grab F lag ferner auf dem Fragment eines römischen Dachziegels. Die Beigaben der einzelnen Bestattungen sind äußerst dürftige. Das Frauengrab C und die Kindergräber E und F waren beinahe beigabenlos, 20 cm südlich des rechten Fußes des Kindergrabes D lag ein Tongefäß, am Halse trug dasselbe Skelett 11 kleine Glasperlen, sogenannte Stangenperlen mit Silberüberfang als die Reste einer Schmuckkette. Das Männergrab G trug an der rechten Schulter ein undefinierbares Eisenfragment, neben dem linken Knie lagen Tierknochen als Speisebeigabe.

Die stratigraphischen Beobachtungen ergeben somit bloß das Urteil „nachrömisch“, die Gefäß- und Tierknochenbeigaben sprechen für „heidnisch“. Die Klassifizierung des Tongefäßes ergibt nach unseren heutigen Kenntnissen einen etwas anderen Befund als 1929. Waren wir damals der Meinung, es mit einem Vertreter der sogenannten „Nomadenkeramik“ des 5. Jahrhunderts zu tun zu haben, so möchten wir heute das ziemlich ausgefallene und für unsere Gegenden höchst ungewöhnliche Stück nach Machart, Ton und Gestalt den ähnlichen Gefäßen aus wikingerzeitlichen Fundkomplexen Schwedens aus der Zeit des 10. und frühen 11. Jahrhunderts an die Seite stellen<sup>44</sup>. Diese Parallelisierung mag überraschen und etwas weit

<sup>41</sup> H. Mitscha-Märheim, Die Grenzen zwischen Ostmark, Ungarnmark und Böhmischer Mark im Spiegel der Flurnamen. Mitt. d. Geogr. Ges. Wien 80, 1937, S. 233—240.

<sup>42</sup> Ein Ort, auf den seiner Lage nach die hier genannten Daten auch noch zuträfen, wäre etwa Eggenburg. Allerdings fehlt von da bis nun noch Fundmaterial des 10./11. Jahrhunderts.

<sup>43</sup> Oberleiserberg 1929, S. 424—427 mit Plan und Abb. 22—24 auf Tf. 12.

<sup>44</sup> Vgl. z. B. die Gefäße aus Grab 1100, Grab 325 und 752 B von Birka, Schweden: D. Sellin, Wikingerzeitliche und frühmittelalterliche Keramik in Schweden, 1955, Tf. 60, Nr. 2; 49, Nr. 1 und 7. Oder Grab 2 von Kunsta Gård: H. Rydh, Förhistoriska Undersökningar på Adelsö, 1936, S. 21, fig. 18.

hergeholt erscheinen. Aber sie trifft zu. Und wenn wir die zahlreichen wikingischen Spuren aus mährischen Fundkomplexen des 9. und 10. Jahrhunderts beachten<sup>45</sup>, die auf intensive Handelsbeziehungen zwischen unserer slawischen Bevölkerung und dem wikingischen Norden weisen, so mag sich auch unser Tongefäß diesen anschließen. Dazu kommt noch eine Überlegung. Bekanntlich wird angenommen, daß der polnische Fürst Miesco I., der Vater des Boleslaw Chrobry, auch den schwedischen Namen Dag geführt habe<sup>46</sup>. Man hat daraus sogar auf wikingische Herkunft des polnischen Herrschergeschlechtes der Piasten schließen wollen. Die nationale polnische Forschung lehnt diese Annahme schroff ab und bemerkt, es bestünde nicht der geringste Hinweis darauf, daß die Polen jemals von Normannen „unterjocht“ worden wären<sup>47</sup>. Bei unvoreingenommenem Abwägen der beiderseits geäußerten Meinungen und Ansichten kommt man zu dem Schluß, daß die zweifellos bestandenen engen Beziehungen zwischen nordischen Herrschergeschlechtern und den polnischen Fürsten wohl auch auf blutmäßige Verbindung schon der Ahnen Chrobrys hinweisen könnten. Das hat mit nordischen Eroberungen oder Unterjochungen nicht das geringste zu tun, sondern ist eine rein dynastische Angelegenheit. Aber auch wikingischer Taten- und Unternehmungsgestalt mag wohl blutmäßig bedingt in Boleslaw Chrobry zum Ausdruck gelangt sein und seine höchst kriegerischen Unternehmungen nach West und Ost beeinflußt, bzw. veranlaßt haben. Jedenfalls aber steht fest, daß Boleslaws Schwester Sigrid Storrade in erster Ehe mit König Eirik von Schweden († 995) und in zweiter Ehe mit König Sven Gabelbart von Dänemark († 1014) vermählt war und so die Mutter der Könige Olaf von Schweden und Knut der Große von Dänemark, England und Norwegen geworden ist. Ein Tongefäß von schwedischer Gestalt am Oberleiserberg ist somit für die Zeit zwischen 1004 und 1018, als Boleslaw Chrobry hier gebot, immerhin als möglich zu bezeichnen. Denn dieser Zeit möchten wir heute unser kleines Gräberfeld am liebsten zuweisen. Dem widersprechen auch die Glasperlen des Kindergrabes D nicht, die in dieser Form ohne weiteres dieser Zeit angehören können<sup>48</sup>.

Und nun noch einige Bemerkungen über die südliche Umwallung der Bergstadt: Der Vorwall ergab an der Stelle, wo wir ihn schnitten (gleich nach seiner Abzweigung vom Hauptwall) einen Steinkern,

<sup>45</sup> Z. B. V. Hrubý, Staré Město, 1955, S. 352 unten und Tf. 54, 60, 80 und Abb. 35.

<sup>46</sup> Zu diesen Problemen: H. Jänichen, Die Wikinger im Weichsel- und Odergebiet, 1938, besonders S. 89 ff.

<sup>47</sup> J. Kostrzewski, Les origines de la civilisation polonaise, Paris 1949, S. 547 ff. — Aber noch 1952 spricht R. Schreiber, Die politische Entwicklung und Bedeutung der Sudetenländer, Die Deutschen in Böhmen und Mähren, 2. Aufl., S. 43, von dem sich (Ende des 10. Jhdts.) „unter skandinavisch-nordgermanischer Leitung bildendem polnischen Staat von Gnesen-Posen, der auch oder- und weichselaufwärts vordrang.“

<sup>48</sup> Vgl. u. a. A. Stroh, Die Reihengräber der karolingisch-ottonischen Zeit in der Oberpfalz 1954, Farbtafel Nr. 71, 74, 75.



darüber eine Erdaufschüttung mit Resten von verkohltem Holz<sup>49</sup>. Entspricht der Steinkern der Bauweise der keltischen Befestigungslinie, so zeigt die auf ihm liegende bis 1,30 m hohe Aufschüttung, daß der Wall hier nach der Keltenzeit einmal erhöht und wohl mit einer Erdholzkonstruktion gestützt wurde, die anscheinend einem Brande zum Opfer fiel. Der innere Südwall, der besterhaltene von allen, erweist sich schon durch seine Höhe und durch die Tatsache, daß er — gleichwie die Aufschüttung neben dem Kommandantenhaus — über römische Ziegel hinwegläuft, als jüngeren Alters als der „*murus Gallicus*“ und der Steinwall der Keltenzeit. Er besteht aus reiner Erdaufschüttung ohne Holzeinbauten. Während die keltischen Wehranlagen an allen untersuchten Stellen heute bereits abgerollt, stark eingeebnet, bzw. von innen mit von der Plateauhöhe abgeschwemmtem Erdreich zugedeckt sind, also vielfach überhaupt erst bei der Grabung in ihrer ehemaligen Gestalt erkennbar wurden, zeigen die beiden Südwälle bedeutende Höhe: Der äußere, wie schon gesagt, dadurch, daß er über dem keltischen Kern eine spätere Anschüttung trägt, der innere — obgleich ebenfalls von innen stark angeschwemmt, stellenweise noch 2—3 m hoch, wohl als der jüngste von allen.

Ich bin mit Rücksicht auf diese gute Erhaltung und die Tatsache, daß das nachrömische Alter des Südwalles durch den Grabungsbefund feststeht, heute der Ansicht, daß wir es hier mit einer erst im Mittelalter errichteten Wehranlage zu tun haben. Allein nach der erhaltenen äußeren Gestalt zu urteilen, muß sie zeitlich den in ihrer Erhaltung ähnlichen Wällen der mittelalterlichen Hausberge weit näher stehen, als den heute fast völlig verschliffenen keltischen Anlagen. Beide Südwälle (in ihrer heutigen Gestalt) würde ich am liebsten dem 9./11. Jahrhundert zuweisen. Die ältere Anlage ist zweifellos die Aufschüttungsschicht auf dem alten Steinkern des Außenwalles mit ihren Resten einer verbrannten Holzkonstruktion. Die jüngere, wohl der Innenwall, anscheinend durch reine Erdaufschüttung zu einer Zeit errichtet, als der Außenwall außer Gebrauch kam und man durch Rückverlegung der Verteidigungsfront den Innenraum der Wallburg um etwa 1 ha verkleinerte. Die holzgestützte Erhöhung des äußeren (alten Kelten-) Walles würde ich am liebsten in die Karolinger- oder besser die Zeit des Großmährischen Reiches, die Zeit der Wiederbesiedlung der alten Kelten- und Römerburg durch die Mährer setzen. Die Errichtung des gewaltigen inneren Südwalles aber in die Zeit der Neuorganisierung des Landes durch Boleslaw Chrobry nach 997 oder spätestens in die Zeit der Kämpfe um die damalige Grenzstadt, in die Zeit Břetislavs und Markgraf Adalberts, also das Jahrzehnt etwa vor der Mitte des 11. Jahrhunderts.

Zuletzt noch ein Blick auf ein paar Kleinfunde, die die Benützung der Wallburg in der Zeit des 9./11. Jahrhunderts belegen. Vorerst eine durchbrochene Zierscheibe von 5,7 cm Durchmesser mit den

<sup>49</sup> Oberleiserberg 1929, S. 421.

Spuren einer Anhängenvorrichtung auf einer Seite (Abb. 5)<sup>50</sup>. Auf eine 2 mm starke Eisenplatte ist eine ebensolche aus Bronzeblech aufgezogen, die in radförmiger Anordnung sechs runde Durchbrechungen aufweist. Im Mittelpunkt des Stückes ist die Spur der Auflötung einer größeren zellenartigen Fassung zu erkennen, die wohl einen bunten Stein oder ein Glasplättchen trug. Sechs gleichartige, aber wesentlich kleinere Lötstellen befinden sich am Rand, regelmäßig zwischen den Löchern angeordnet. Alle Öffnungen und Orte der aufgelöteten Verzierungen sind von Doppellinien eingepunzter Strichelchen umgeben.

Ein Gleichstück zu unserer Scheibe ist mir nicht bekannt. Sie wirkt wie eine Kreuzung zwischen den durchbrochenen bronzenen Zierscheiben mit fein eingravierten Punktlinien<sup>51</sup> und den Goldscheibenfibeln mit Steinbesatz des fränkischen Raumes<sup>52</sup>, die alle in ihrer Hauptmasse dem 7. Jahrhundert angehören, jedoch noch bis in die Karolingerzeit hineinreichen. Besonders die letzteren gleichen technisch unserem Stück, insoferne sie eine verzierte dünne (Gold-) Platte auf einer Unterlage aus Bronze oder Silber aufweisen. Die Technik, Bronzeplatten mit verschiedenartiger Verzierung auf Eisenunterlagen aufzuziehen, ist gleichfalls im westlichen Raum in der Zeit des 9./10. Jahrhunderts üblich. Ich führe als Beispiel eine Emailscheibenfibel von Westheim in der Pfalz<sup>53</sup> und die sicherlich von Westen importierte scheibenförmige Brosche aus Grab 251/49 von Staré Město in Mähren<sup>54</sup> an. Für unser Stück die Zeit um das Jahr 900 ins Auge zu fassen, scheint nach Obigem wohl angebracht.

Die kleine Bronzescheibe von 3,5 cm Dm. mit der mit konzentrischen Rillen verzierten Oberfläche (Abb. 10)<sup>54a</sup> ist ein Wiegegewicht und gehört wohl dem 9. oder 10. Jahrhundert an. Seine Form findet sich z. B. bei Gewichten aus Haithabu bei Schleswig wieder<sup>55</sup>. Sein Gewicht von 16,15 g entspricht wohl dem einer halben Unze (die Unze ein Zwölftel eines karolingischen Pfundes, in unserem Falle also zu 367,6 g)<sup>56</sup> oder schwach zwei „Ertog“ (das Ertog wird zu etwa 8,16 bis 8,7 g gerechnet)<sup>57</sup>. Ob unser Stück etwa auf die Anwesenheit von Kaufleuten um diese Zeit hier schließen läßt?

<sup>50</sup> Heimatmuseum Mistelbach, Inv.-Nr. I, 380.

<sup>51</sup> G. Behrens, Merowingerzeit, Katalog 13 des Röm.-German. Zentralmuseums Mainz, Abb. 109 ff. und 154.

<sup>52</sup> F. Rademacher, Fränkische Goldscheibenfibeln aus dem Rheinischen Landesmuseum in Bonn, 1940.

<sup>53</sup> G. Arwidson, Vendelstile, Uppsala 1942, Abb. 112 und K. Dinklage, Karolingischer Schmuck aus dem Speyer- und Wormsgau, Pfälzer Heimat 6, 1955, Farbtafel.

<sup>54</sup> V. Hrubý, a. a. O., Abb. 42 und Tf. 82, Nr. 12.

<sup>54a</sup> Heimatmuseum Mistelbach, Inv.-Nr. 394.

<sup>55</sup> H. Jankuhn, Haithabu, 3. Aufl., 1956, Tf. 12 a untere Reihe rechts.

<sup>56</sup> A. Luschin v. Ebengreuth, Allgemeine Münzkunde und Geldgeschichte, S. 157.

<sup>57</sup> H. Jankuhn, a. a. O., S. 185.

Schon 1929 haben wir zwei Schmuckstücke vom Oberleiserberg veröffentlicht<sup>58</sup>, die dem Kreis des karolingisch-ottonischen Emailschmuckes angehören. Es handelt sich um die runde Scheibenfibel aus Bronze, Abb. 6, und den Ohrring, Abb. 7. Erstere trägt im runden Mittelschild einer malteserkreuzartigen Figur ein Krückenkreuz, in den Vertiefungen Spuren von weißem und grünem Email. Völlig gleiche Stücke kennen wir aus den Gräberfeldern von Köttlach (Abb. 8) in Niederösterreich<sup>59</sup> und Krungl in Steiermark<sup>60</sup>. Sie gehören in der Regel dem 9./10. Jahrhundert an. Der Ohrring zeigt auf seinem halbmondförmig gegossenen Teil die Gestalt eines nach rechts schreitenden, rückwärts blickenden Tieres dargestellt. Er hat seine völlige Parallele in einem Stück aus spätkarolingischen Wohngruben in Straßkirchen bei Straubing in Bayern<sup>61</sup>.

Eine zweite Scheibenfibel aus Bronze zeigt gleichfalls eine Kreuzdarstellung (diesmal ohne Mittelschild) und weißes Email<sup>62</sup> (Abb. 9). Sie entspricht einem Typus, der ansonsten ausgesprochen westliche Verbreitung aufweist und im Rheinland und in Westfalen beheimatet ist<sup>63</sup>. Die Einfärbigkeit des Emails bei diesen Stücken gilt als kennzeichnend für nachkarolingische Zeit, wir würden unser Stück etwa der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts zuweisen und kämen damit in die Zeit, da zwischen 1018 und 1039 der Oberleiserberg sicher in deutscher Hand war. Aber auch die älteren beiden Emails und die durchbrochene Zierscheibe — alle wohl 9./10. Jahrhundert — beweisen, daß die Burg zumindest vorübergehend in karolingischer Hand gewesen war. Denn die Sitte des Emailschmuckes war den slawischen Ländern außerhalb des Karolingerreiches fremd.

Die reichlich vorhandene Tonware der Zeit vom 9. bis zum frühen 12. Jahrhundert ist, da es sich stets bloß um verhältnismäßig kleine Bruckstücke, niemals um ganze Gefäße handelt, völkisch nicht mit Sicherheit zu deuten. Vorkommende Graphittonstücke mit Wellenbandverzierung wird man wohl als deutsch (10./11. Jahrhundert) ansehen dürfen.

Ernst Klebel hat aus der frühzeitigen pfarrlichen und herrschaftlichen Zersplitterung des Gebietes der Urfarren Oberleis, Großrußbach, Eggendorf i. Th. und Mistelbach darauf geschlossen, daß hier ein alter Mittelpunkt einer politischen Einheit früh zugrunde gegangen sein dürfte<sup>64</sup>. Diesen Mittelpunkt sucht er im Oberleiserberg, eine Schlußfolgerung, der ich mich voll anschließe.

<sup>58</sup> Oberleiserberg 1929, Tf. VIII und Tf. XI.

<sup>59</sup> Abb. nach: R. Pittioni, Der frühmittelalterliche Gräberfund von Köttlach, Tf. VI, 3.

<sup>60</sup> O. Fischbach, Archaeologiai Ertesitö 1897, S. 138, Tf. 31.

<sup>61</sup> P. Reinecke, Karolingische Keramik aus dem östlichen Bayern, Germania 20, 1936, Tf. 42.

<sup>62</sup> Sie befindet sich in Wiener Privatbesitz.

<sup>63</sup> K. Dinklage, a. a. O., S. 3.

<sup>64</sup> E. Klebel, a. a. O., S. 49 f. — Zur Pfarreinteilung: H. Wolf, Die Kirchen- und Grafschaftskarte N.-Ö.: Erläuterungen zum Historischen Atlas der Alpenländer, II/6/1. Wien 1955, S. 336 ff.

Nur wird man, glaube ich, bei allen Erörterungen, die sich mit dem Thema alter slawischer Burgbezirke hier im n.-ö. Weinviertel beschäftigen<sup>65</sup>, mehrere Momente nicht aus dem Auge lassen dürfen. Vorerst die Tatsache, daß die politische Organisation der Gegend zur Awarenzeit eine von früherem oder späterem grundsätzlich verschiedene gewesen ist, daher es aussichtslos erscheinen muß, politische Einheiten und deren Zentren über das 8. Jahrhundert zurückverfolgen zu wollen. Die awarischen Sicherungsposten dieses Zeitraumes lagen an den uns bekannten Orten in der Ebene; die Oberleiser Wallburg hat nach Ausweis ihrer Fundstatistik damals noch gar keine Bedeutung besessen<sup>66</sup>. Erst in Großmährischer Zeit dürfte der Leiserberg als Mittelpunkt eines Gebietes in Erscheinung getreten sein. Die nächstbenachbarten Zentren wird man wohl einerseits in dem berühmten „Dowina“ der Reichsannalen — vielleicht einem Ort in den Pollauer Bergen („Maidenberg“)<sup>67</sup> — andererseits in Znaim zu suchen haben<sup>68</sup>. 892, als ein Teil Mährens zum Karolingerreich geschlagen wurde und deutsche Kolonisation über das Marchfeld nach Norden hinausdrang, lag Oberleis sicherlich im nördlichen Grenzgebiet dieser Zone, hatte also sein nördliches Vorland verloren. Mag sein, daß es abermals zu einem Zentralpunkt ausersehen war, wenn der Ausbau der Besiedlung programmgemäß fortgeschritten wäre. Zur Zeit der Ungarnherrschaft war es jedenfalls politisch bedeutungslos. Denn damals muß, wie früher ausgeführt, der Schwerpunkt im Raume um Gaubitsch gelegen sein.

Erst Boleslaw Chrobry dürfte den Berg wieder zu einem Verwaltungsmittelpunkt und damit wohl auch zu einem handelspolitisch wichtigen Ort gemacht haben. Sein Burgbezirk erlitt aber bereits durch die Begründung der Böhmisches Mark seitens der Böhmen oder der deutschen Reichsgewalt (gleichgültig ob schon nach 1018 oder 1041) neuerlich starke Einbußen durch abermaligen Verlust seiner Nordgebiete. Diese müssen damals wieder wie in den ungarischen Zeiten des 10. Jahrhunderts ihren Hauptort im Raume südlich Laa

<sup>65</sup> H. Fischer, Burgbezirk und Stadtgebiet im deutschen Süden, 1956, S. 35 ff.

<sup>66</sup> Die Ansicht E. Klebels (a. a. O., S. 50), daß man aus den slawischen Burgbezirken des 9./11. Jahrhunderts auf alte politische Einheiten der Germanenzeit rückschließen könne, ist sicherlich unhaltbar. Dies, zumal die Verhältnisse in der Quaden- und Markomannenzeit hier wohl völlig anders lagen. Vgl. dazu: H. Mitscha-Märheim, Das germanische Brandgräberfeld am Galgengrund in Mistelbach, *Archaeologia Austriaca* 19/20, 1956, S. 231.

<sup>67</sup> Daß Dowina nicht Theben a. d. March sein kann, wie man lange annahm, zeigt das Gräberfeld, das dort gehoben wurde: J. Eisner, *Devinska Nova Ves*, Bratislava 1952. Sein Bestand reicht nicht wesentlich über den Anfang des 9. Jahrhunderts hinaus. Ein paar spätere Bestattungen gehören erst der Zeit um 1000 an. Dagegen sind um die Pollauer Berge, insbesondere in Wisternitz, zahlreiche Bestattungen auch des 9. Jhdts. aufgedeckt worden, die zeigen, daß damals hier ein bedeutendes Zentrum bestanden haben muß.

<sup>68</sup> Der Ortsname Znaim ist wohl aus der Germanenzeit her überliefert: W. Steinhäuser, Der Ortsname Znaim, *Ztschr. f. slawische Philologie* 1943, S. 309—312.

gehabt haben, worauf wohl der Name Altenmarkt dortselbst hinweist. Oberleis ist wohl, trotzdem es durch die Kämpfe von 1041 schwer gelitten hatte, Haupt- und Grenzort des österreichischen Gebiets geblieben. Seine Bedeutung muß noch in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts eine größere gewesen sein, wie die Münzen des Ungarnkönigs Andreas (1046—1061), die dort gefunden wurden, beweisen. Doch scheint, der Fundlage nach zu urteilen, die Siedlung nach etwa 1080 stark zurückgegangen zu sein. Der verkehrstechnisch besser gelegene, weil müheloser in der Ebene erreichbare Ort Altenmarkt, hat wohl nach der endgültigen Grenzbildung an der Thaya nach 1082 Oberleis schnell überflügelt. Noch im 12. Jahrhundert ist dann die Bergsiedlung völlig abgekommen, sie blieb fortan nur mehr Pfarr- und Kirchenort. Die herzogliche Stadtgründung zu Laa a. d. Thaya hat dann im 13. Jahrhundert auch die handelsmäßige Bedeutung ihrer Nachfolgerin „Altenmarkt“ — wir kennen ja bezeichnender Weise nicht einmal ihren alten Namen — zunichte gemacht und an sich gezogen.

Dieser Entwicklung der politischen Verhältnisse scheint die Ordnung der kirchlichen (bei uns in der Zeit etwa zwischen 1060 und 1080 — jedenfalls erst nach der Auflösung der Böhmisches Mark — durchgeführt) parallel gelaufen zu sein. Denn das Absinken der Bedeutung der wohl sicher als großer kirchlicher Mittelpunkt gedachten königlichen Pfarrgründung Oberleis — ihr gehörte als Widdum neben sonstigem reichen Besitz das Areal der gesamten alten Stadt — den anderen sie umgebenden Pfarren gegenüber ist deutlich zu erkennen. Ob die Kirche Maria Geburt auf dem Bergplateau <sup>68a</sup> eine Gründung der Karolingerzeit ist, wie die Lokalsage will, wissen wir nicht <sup>69</sup>. Jedenfalls war sie die alte königliche <sup>70</sup> Pfarre und schon zu Anfang des zweiten Viertels des 12. Jahrhunderts in landesfürstlicher Hand <sup>71</sup>. Später, nachdem die Ortschaft innerhalb des Wallringes abgekommen war, sind ihre Pfarrechte — genaues darüber wissen wir nicht — auf die Kirche St. Mauritius außerhalb des Walles übergegangen. Auch diese stammt, nach ihrem Patrozinium zu urteilen, aus dem 11. Jahrhundert und wurde entweder gleichfalls vom König oder von den Grafen von Formbach begründet <sup>72</sup>. Ob die Tatsache der Lage der Kirchen — St. Maria innerhalb der alten königlichen Burg, St. Mauritius „extra muros“ — politische Gründe hatte <sup>73</sup>, wissen wir nicht. Es mögen vielleicht auch rein herrschaftliche gewesen sein, wie ich es 1948 angenommen hatte.

<sup>68a</sup> Sie wurde bekanntlich 1787 auf Befehl Kaiser Josefs II. niedrigerissen.

<sup>69</sup> Daß in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts Kirchen gerne der hl. Maria geweiht wurden, wissen wir auch aus Gebieten karolingischer Missionstätigkeit im Norden. H. Jankuhn, Haithabu, S. 201

<sup>70</sup> H. Wolf, a. a. O., S. 25.

<sup>71</sup> MIöG. 29, S. 325 und Erg.-Bd. 8, S. 505 ff. — MB. II. S. 93 f.

<sup>72</sup> H. Mitscha-Märheim, Jb. f. Landesk. v. N.-Ö. 29, 1948, S. 439.

<sup>73</sup> H. Werneck, Die Martinskirche zu Traisenburg bei Traismauer, Unsere Heimat 22, 1951, S. 6. — H. Fischer, a. a. O., S. 37.

## II. Niederleis und sein „Heiliger Bezirk“.

Etwa einen Kilometer vom Südausgang des Ortes Niederleis entfernt, liegt der Friedhof dieser Gemeinde allein im freien Feld, halbwegs an der nach Klein-Sitzendorf führenden Straße. Seine Lage erklärt sich aus dem Umstand, daß bis zum Jahre 1808 dortselbst, vom Gottesacker umgeben, die Pfarrkirche Maria Verkündigung stand. Ein Brand, der sie damals einäscherte, hatte zur Folge, daß sie nicht mehr am alten Standort, sondern im Orte selbst neu aufgebaut wurde, um Gemeindeangehörigen und Geistlichen den Kirchenbesuch zu erleichtern.

„Feldkirche“ oder „Maria im Felde“ war der Name, unter dem die alte Kirche (seit dem 13. Jahrhundert ein Vikariat der Urfparre Groß-Rußbach, seit 1560 selbst Pfarre) bekannt gewesen ist. Ihre Lage inmitten der Äcker zwischen den Orten Niederleis, Nodendorf, Thomasl und Klein-Sitzendorf, war für unsere Gegend höchst ungewöhnlich. Denn die Kirchen liegen hier meist entweder inmitten der Ortschaften selbst oder am Ortsrand. Dieser absonderliche Standort mußte also wohl seine besonderen Gründe gehabt haben.

Als wir in den zwanziger Jahren unsere Grabungen auf dem Oberleiserberg durchführten, wurde uns bekannt, daß auch in der Umgebung des Niederleiser Friedhofes römische Ziegel in größerer Menge gefunden worden waren. Es wurden daher auch in dessen Umgebung Untersuchungen angestellt, um die Frage nach ihrer Herkunft zu klären. Die Feststellungen, die wir dabei machen konnten, sind interessant genug und boten die Unterlagen für weitere Arbeit, die in den letzten Jahrzehnten in der Stille fortgeführt, wertvolle Ergebnisse für die allgemeine historische Erkenntnis und für die Lokalforschung ergaben.

Durch die Grabungen wurde erstens der inmitten des Gemeindefriedhofes gelegene Grundriß der alten Pfarrkirche zu einem Teil aufgedeckt<sup>74</sup>, wobei festgestellt werden konnte, daß der 1808 den Flammen zum Opfer gefallene Bau in den Formen des 14./15. Jahrhunderts, also in gotischem Stil, errichtet war. Ein aufgefundener Grabstein des 13. Jahrhunderts erbrachte zugleich den Beweis, daß dieser Bau einen Vorläufer am gleichen Ort gehabt hat. Eine erst jüngst nachgewiesene kleine Siedlungsstelle knapp an der Südostecke der heutigen Friedhofsmauer ergab wenige dem 11./12. Jahrhundert angehörige Gefäßbruchstücke. Die seinerzeitigen Grabungen stellten aber auch fest, daß im Raume, wo die Kirche gestanden, zahlreiches römisches Baumaterial in Form von Ziegeln, gut behauenen Quadern und diversem Fußbodenbelag vorhanden gewesen ist. Die erst geäußerte Annahme, die mittelalterliche Kirche sei auf römischem Fundament gestanden, erwies sich bald als nicht zutreffend. Doch konnte mit dem Spaten der Beweis erbracht werden, daß ein römischer Steinbau ehemals an der Nordseite des heutigen Friedhofes bestanden hatte, von dem jedoch infolge der durch Jahrhunderte hin-

<sup>74</sup> Oberleiserberg 1931, S. 439—456. — Oberleiserberg 1935, S. 83—86.

durch erfolgten Anlage von Gräbern in diesem Raum nur mehr verschwindende Reste in alter Lage im Boden erhalten waren. Die zahlreichen Mörtelstücke und Ähnliches auf den heutigen Grabhügeln jener Gegend stammen von ihm.

Außerhalb der heutigen Friedhofsmauer, über der Bahnlinie, im Gelände zwischen dieser und dem Taschlbach konnten Spuren weiterer Stein- und Holzbauten aufgedeckt werden, von denen einer ein rohes Steinpflaster etwa quadratischen Ausmaßes ergab. Bei diesen Bauten ließ sich teilweise die Verwendung römischen Abfallmaterials in Form von Ziegeln usw. feststellen. Weiters wurden etwa 200 m weiter südlich des Friedhofes die noch im Boden liegenden Reste eines großen römischen Steinbaues mit Heizungsanlage festgestellt, der in keinem ersichtlichen Zusammenhang mit den Bauten im und östlich vom Friedhof stand. Das an der Grabungsstelle aufgefundene Ziegelmaterial erwies sich als aus römischen Militärziegeleien stammend und gehörte der Zeit um oder nach der Mitte des 2. Jahrhunderts an. Aus den Ziegelstempeln ergaben sich die X. Legion (Wien) und die I. berittene Bogenschützenkohorte (Klosterneuburg) als Bauherren. Wertvoll war die Beobachtung, daß die Bauten von keinen Verteidigungsanlagen (Gräben, Mauern, Wällen) umgeben gewesen waren, also frei im Gelände standen.

Außerdem konnte an Hand von Kleinfunden der Nachweis erbracht werden, daß der Ort um den Friedhof herum bereits im letzten vorchristlichen Jahrhundert oder spätestens in der Zeit um Christi Geburt von keltoillyrischem Volkstum bewohnt gewesen war. Diese Bevölkerung ist dann — gleichfalls nach den Kleinfunden zu urteilen — offenbar im 2. nachchristlichen Jahrhundert von Germanen (Markomannen oder Quaden) aufgesaugt worden. Römische Tonware desselben Zeitabschnittes ist mit der Anwesenheit von Römern selbst (in der Zeit von 173—180) zu erklären. Das 3. und 4. Jahrhundert haben auch wieder typische germanische Tonware hinterlassen. Der Platz ist also ursprünglich von Keltoillyrern, dann von Germanen und Römern (welch letzteren ja auch die größeren Steinbauten zugewiesen werden müssen) bewohnt gewesen. Siedlungsspuren der einheimischen Landbevölkerung sind in Form mehrerer Herdstellen im Grabungsraum festgestellt worden.

Doch nun zum Zweck der aufgedeckten, bzw. nachgewiesenen Bauanlagen. Bereits anlässlich der Grabungen war der Gedanke aufgetaucht, das große Steingebäude südlich des Friedhofes nahe dem Laufe des Taschlbaches könnte etwa als Militärbad gedeutet werden. Wir wissen, daß im Raume der alten Wallburg auf dem Oberleiserberg die römische Garnison lag, die nach der Niederwerfung der Germanen in der Zeit zwischen 172 und 180 als Besatzungsmacht im Feindesland stand. Wir wissen aus den Nachrichten gleichzeitiger Geschichtsschreiber, daß die Besatzungstruppen in den Germanengebieten über Bäder und Badeanlagen verfügten, wie sie solche aus ihren Garnisonen innerhalb des römischen Reiches gewohnt waren<sup>75</sup>.

<sup>75</sup> Dio 71, 20. Siehe unsere Anmerkung 9.

Im Kastell von Stampfen in der Slowakei ist das Militärbad samt seiner aus dem nahen Gebirge herführenden Wasserzuleitung gefunden worden<sup>76</sup>. Im Räume des Kastells auf der Oberleiser Wallburg war schon mit Rücksicht auf deren Höhenlage und geologische Formation Wasser in für Bäder ausreichendem Ausmaß nicht vorhanden. Wohl aber hier unten im Tal entlang des Bettes des Taschlbaches!

Die Frage nach dem Zweck und der Bedeutung der Bauten in und unmittelbar am Friedhof selbst aber bleibt dabei immer noch offen. Da gab uns nun das grobe quadratische Pflaster des einen kleinen Baues einen Hinweis. R. Egger hat seinerzeit in Lendorf in Kärnten einen „Heiligen Bezirk“ ausgegraben<sup>77</sup>, der ein völlig gleiches Pflaster als den Rest eines der kleinen Heiligtümer dort ergeben hat. Seine Wände waren aus Holz und daher ebenso wie bei uns in Niederleis bloß in wenigen verkohlten Resten erkennbar. Die Tatsache, daß unsere Anlage hier völlig frei und unbefestigt im offenen Gelände lag, daß also ein militärischer Verteidigungszweck nicht anzunehmen ist, läßt eine Kultanlage irgend welcher Art wohl am ehesten wahrscheinlich erscheinen. Die Siedlungsspuren bereits in keltoillyrischer Zeit könnten ein Überkommen der Heiligtümer bereits aus urgeschichtlicher Frühzeit möglich erscheinen lassen. Die Lage des nach den Bauresten offenbar von den Römern ausgebauten Hauptheiligtumes auf der über dem Talgrund leicht erhöhten Terrasse des heutigen Friedhofes (zu dem die Baureste im davor liegenden Talgrund selbst sicherlich den Rahmen abgaben) erscheint in unserem Zusammenhang als recht bezeichnend. Vor allem aber wäre damit die Frage gelöst, warum man im Mittelalter gerade hier — weit von den umliegenden Ortschaften entfernt — eine Kirche errichtet hat. Denn wie so oft, insbesondere in unseren Alpenländern nachweisbar, hat man christliche Kirchen dorthin gesetzt, wo einheimische heidnische Tradition Heiliges zu sehen gewohnt war. Man hat so anlässlich der Christianisierung planmäßig und zwanglos die altheidnischen Vorstellungen der ortsansässigen Bevölkerung in die neuen christlichen Bahnen gelenkt. Die Tatsache, daß es gerade eine Marienkirche war, die in Niederleis die Tradition eines alten „Heiligen Bezirkes“ übernommen haben dürfte, macht es wahrscheinlich, daß vorher eine weibliche Gottheit hier verehrt worden ist. Welcher Art diese allerdings war und unter welchem Namen sie von der keltoillyrischen Bevölkerung auf die germanische übergegangen ist, sowie als welche ihrer zahlreichen und anpassungsfähigen Gottheiten sie die römischen Truppen hier verehrten — diese Frage könnte wohl nur dann gelöst werden, wenn ein glücklicher Fund uns neue Anhaltspunkte dafür geben würde. Mit Rücksicht auf die Lage des Kultortes an einem Wasserlauf und vielleicht in einem kleinen Hain (denn man wird sich

<sup>76</sup> V. Ondrouch, Ausgrabungen in der Römerstation zu Stupava (Stampfen), *Historica Slovaca* 2, 1941, S. 1—66 und besonders 3/4, 1945/46, S. 62—119.

<sup>77</sup> R. Egger, Ein heiliger Bezirk im Gebiet von Teurnia, *Jahreshefte d. österr. Archäolog. Inst.* 25, 1929, Sp. 149 ff.



das Gebiet damals auwaldartig bestockt vorstellen müssen), könnte man an irgend eine Wasser- oder Waldgöttin denken.

Daß sich aber eine „Heilige Tradition“ von der Urzeit her auch über die sogenannten „dunklen Jahrhunderte“ von etwa 550 bis zum Zeitpunkt der vermutlichen spätkarolingischen Kolonisation Ende des 9. und der bairischen des 11. Jahrhunderts hier erhalten hat, das scheint uns die eigenartige und, wie schon gesagt, für unsere Gegend höchste ungewöhnliche Lage der mittelalterlichen Feldkirche inmitten der römischen und nachrömischen Baureste eines alten „Heiligen Bezirkes“ höchst wahrscheinlich zu machen.

Während wir somit im Raume der Wallburg auf dem Oberleiserberg mit bedeutenden zeitlichen Siedlungslücken, ja mit einem völligen Abbruch der Tradition im Laufe des 1. nachchristlichen Jahrtausends rechnen müssen, liegen die Verhältnisse in Niederleis anders. Hier, um die alte Kirche und den Friedhof herum, haben wir es anscheinend mit einem Beispiel echter und ununterbrochener Siedlungskontinuität von der Antike bis zur Gegenwart zu tun. Denn nur wenn ständig und ununterbrochen Menschen hier gesessen sind, konnte sich die Tradition von der „Heiligkeit“ jenes Erdenfleckes ungebrochen über die Jahrhunderte hinweg erhalten!

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich](#)

Jahr/Year: 1957

Band/Volume: [32](#)

Autor(en)/Author(s): Mitscha-Märheim Herbert

Artikel/Article: [Oberleis, Niederleis, von der Urzeit zum Mittelalter. 25-47](#)